

„Grenzen sind schillernde Wesen“

Keine hermetische Abriegelung und keine Verschmelzung des Verschiedenen.

Nur wenn Fremdes durchlässig aneinander angrenzt, kann es sich wechselseitig anregen und beleben.

JOSEF BRUCKMOSER



Marianne Gronemeyer tritt im SN-Gespräch zur Ehrenrettung der Grenze an:

SN: Man träumte vom grenzenlosen Europa oder vom

globalen Welthandel. Jetzt werden im Gegensatz dazu wieder überall Grenzen hochgezogen. Warum ist dieses Bedürfnis so groß?

Gronemeyer: Mir persönlich wird angst und bange, wenn das Bedürfnis nach Grenzen ganz verschwindet und sozusagen Barrierefreiheit zu einem politischen Topos wird, zu einer Ideologie, die geradezu Menschenrechtscharakter bekommt. Mein Buch ist daher eher eine Ehrenrettung der Grenze als eine Attacke dagegen. Aber die Grenzen, die mit Polizeipatrouillen und Stacheldraht hochgezogen werden, haben nicht den Charakter einer Grenze. Denn eine Grenze lebt von ihrer Zweideutigkeit und Ambivalenz. Eine Grenze muss ein nennenswertes Hindernis darstellen und sie muss gleichzeitig überschreitbar, durchlässig sein. Das ist das Paradox, das Geheimnis der Grenze.

Mit einer weltweiten Barrierefreiheit handeln wir uns die völlige Unterschiedslosigkeit ein, ein weltweites Einerlei. Denn was die Grenze eigentlich trennt, ist das Hüben vom Drüben, das eine vom andern.

SN: Spüren die Menschen etwas Richtiges, wenn sie das Gefühl haben, die Globalisierung habe sie überfahren? Wir leben in einer verrückten Situation, in der wir uns vor zwei krassen Gegensätzen grauen müssen: vor der weltweiten Gleichheit der Konsumgesellschaft, vor einer Welteinheitskultur, die mit einer ungeheuren Vernichtung an Kulturen und Sprachen einhergeht, und vor der weltweit wachsenden Ungleichheit. Die Ideologie der weltweiten Barrierefreiheit ist teuflisch. Sie ist ein Großangriff auf die bäuerliche Welt, die

es noch gibt. Der Konsumismus wird zur Welteinheitsideologie. Alle Welt soll abhängig werden von Waren.

SN: Zur Ideologie der Warenwelt gehört, dass wir ständiges, sozusagen grenzenloses Wachstum brauchen.

Ein Irrsinn ist die Forderung, dass wir einerseits als Bürger auf Teufel komm raus konsumieren sollen, weil das die Binnennachfrage belebt. Gleichzeitig sind wir der Klimakatastrophe nicht gewachsen. Den Menschen wird zugemutet, dass sie sollen, was sie nicht dürfen: Sie sollen konsumieren, dürfen es aber eigentlich nicht, weil's dem Klima schadet.

SN: Wie hieße Ihr Programm zur Ehrenrettung der Grenze?

Alles, was programmatisch wird, ist dem schillernden Wesen der Grenze fremd. Das Einzige, das ich als Definition für Grenze riskieren würde, hieße: Eine Grenze ist die Hüterin der Verschiedenheit. Sie hat die Aufgabe, das Verschiedene auseinanderzuhalten und gleichzeitig zu verbinden. Die Grenze kann nur verbinden, indem sie die Verschiedenheit aufrechterhält.

Das Problem, das die Migranten uns bereiten, ist nicht, dass sie so unterschiedlich sind. Ich glaube nicht an die Angst vor den Fremden. Wir haben Angst vor den Gleichen. Sie sind uns viel zu ähnlich, sie wollen das Gleiche wie wir, sie sind längst vom Konsumismus infiziert und nicht mehr die anderen, die uns faszinieren. Sie sind nur die armen Brüder der gleichen Sippe.

Die Migranten bedrohen nicht unsere Eigenart – was immer wieder mit diesem grauenhaften Identitätsbegriff zum Ausdruck gebracht wird –, sie bedrohen unser Eigentum. Deshalb werden wieder Grenzen aufgebaut, um sie davon fernzuhalten.

SN: Grenzen müssen gleichzeitig durchlässig und abgrenzend sein?

Wenn die Grenze die Verschiedenheit aufrechterhält und die Verbindung darüber hinweg ermöglicht, sodass hüben und drüben einander begrenzen und berühren, ist sie eine Garantie für Ebenbürtigkeit und unverzichtbar für das Zusammenleben. Nur wenn die Fremden fremd sind, können wir uns etwas von ihnen versprechen. Wenn sie genauso sind wie wir, nur ärmer, was wollen wir dann mit ihnen?

SN: Derzeit erscheint Abschottung als die einzige politische Lösung.

Vom Limes, dem Römerwall, haben wir immer gelernt, dass er als Grenzwall der Verbarrikadierung und Abschottung gedient habe. Quatsch!

Das war eine vollkommen durchlässige Handelsgrenze. Das älteste lateinische Dokument, das es über den Limes gibt, ist der Verkauf einer Kuh aus den heutigen Niederlanden an die Römer. So haben beide Seiten miteinander diese symbolische Grenze gepflegt. Sie durfte nur nach festen Regeln überschritten werden, aber genauso diente sie dem Austausch.

Der lebhafteste Grenzverkehr gehört zum Wesen der Grenze dazu. Und doch muss die Grenze ein Hindernis sein, das man nicht einfach überstolpert.

SN: Damit nicht das Gefühl entsteht, es löst sich alles auf und es ist alles einerlei?

Wenn ich auf der Autobahn von Deutschland nach Österreich fahre, habe ich überall dieses Einerlei: Die Autos sind die gleichen, die Werbeplakate sind die gleichen, das Essen an den Raststationen ist das gleiche. Jede Verschiedenheit ist verschwunden. Man muss mit der Nase darauf gestoßen werden, dass man in der Fremde ist.

SN: Daher drängt es die Touristen in immer fernere Länder.

Ja, aber gleichzeitig werden die Rollkoffer, die in den letzten Winkel der Welt ge-

schleppt werden, immer größer. Das heißt doch, dass die Menschen gar nicht mehr den Mut haben, in die Fremde zu fahren. Sie schleppen von zu Hause alles mit, damit in der Fremde möglichst alles gleich ist. Es darf nichts wirklich anders sein. Frühere Orientforscher haben von faszinierenden Welten erzählt. Viele Touristen nippen nur ein bisschen an der Fremdheit, wohltdosiert.

Die Angst, dass man das Eigene verlassen müsste, ist sehr groß. Das Meine muss ich bewahren. Diese Angst treibt viele um.

SN: Wir müssten uns wieder mehr für Verschiedenheit interessieren?

Es geht um die Vorstellung, dass man an das Fremde angrenzt und sich dazu in eine Beziehung setzt und sich ihm aussetzt in seiner Andersheit. Und dass wir es auf diese Weise vielleicht lieben lernen.

Ich erzähle dazu gern die Geschichte einer Hummel, die auf der Fensterbank unserer Küche lag und am Verhungern war. Ich habe ihr Honig gegeben, mit einem Zahnstocher. Mit der Zeit fing sie an, ihren Rüssel in den Honig zu senken, schließlich richtete sie die Beine auf und flog aus dem Fenster. Das meine ich mit dem Interesse am anderen. Diese Hummel ist eine andere als die, von der ich nur lese, dass sie ausstirbt, weil mir die Statistiker das in Zahlen sagen. Zahlen kann ich nicht lieben, aber diese eine Hummel kann ich lieben. Es geht um die Suche nach dieser Spur des anderen, dem ich mich zuwenden kann.

Marianne Gronemeyer

setzt sich in ihrem neuen Buch „Die Grenze. Was uns verbindet, indem es trennt. Nachdenken über ein Paradox der Moderne“ (oekom, 2018) mit der Ambivalenz der Grenze auseinander. 2011 hat die Erziehungs- und Sozialwissenschaftlerin den Salzburger Landespreis für Zukunftsforschung erhalten. Ihre Thesen stellte sie kürzlich in der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen in Salzburg vor.

